

„Afrika – so arm und doch so schön“ – die Darstellung stereotypisierter und kolonialistischer Afrikabilder in rezenter Reiseliteratur junger deutschsprachiger Autor:innen

Tobias Schneider*

Abstract

Dieser Artikel untersucht die Reproduktion stereotypisierter und kolonialistisch geprägter Afrikabilder in von jungen, grundsätzlich weltoffen erscheinenden Autor:innen verfasster rezenter deutschsprachiger Reiseliteratur. Analysiert werden hierfür die beiden Publikationen *Ein Coffee to go in Togo* (2016) von Markus Maria Weber und *Lena Wendts Reiss* aus (2019). Beide Werke charakterisieren sich durch eine größtenteils oberflächliche Wahrnehmung der bereisten Länder. Die Autor:innen beurteilen die Lebensrealitäten der Menschen in Afrika vielfach durch eine eurozentristische Perspektive und setzen diese in Relation zu den von ihnen gewohnten eigenen kulturellen und gesellschaftlichen Werten. Mittels einer textanalytischen Methodik werden im vorliegenden Artikel unterschiedliche inhaltliche Kategorien herausgearbeitet, über die aufgezeigt wird, wie in den Texten der Reisenden koloniale und stereotypisierte Denkmuster eurozentristischer Prägung fortgeschrieben werden. Darunter fallen die Konstruktion Afrikas als homogenes Gebilde ohne Berücksichtigung seiner Diversität, die Gegenüberstellung von „authentischer“, idyllisierter Natur und postulierter rückständiger Urbanität sowie die Überzeugung, nicht an geltende Bestimmungen und Gesetze in den bereisten Ländern gebunden zu sein. Beide Werke betonen zudem die Rolle westlicher Akteur:innen als Katalysatoren von Fortschritt und Entwicklung in Afrika, während die Handlungsmacht der lokalen Bevölkerung weitgehend negiert wird. Oftmals herablassenden und abwertenden Perspektiven steht in den Texten gleichzeitig ein idealisierender primitivistischer Blick gegenüber, der die vermeintliche Einfachheit und Ursprünglichkeit Afrikas romantisiert. Die Untersuchung zeigt so die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion über zeitgenössische Reiseerzählungen im Kontext postkolonialer Machtstrukturen auf.

Keywords: Reiseliteratur, Afrika-Bilder, Stereotype, Postkolonialismus, Othering, Eurozentrismus

*Tobias Schneider, MA-Studium der Afrikawissenschaften an der Universität Wien.

Kontakt: a00407300@unet.univie.ac.at

© 2025 The Author(s). This is an open access article distributed under the terms of the Creative Commons Attribution License (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>), which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original author and source are credited, a link to the license is provided, and it is indicated which changes were made.

Einleitung

Die 2010er-Jahre brachten im deutschsprachigen Raum einen Boom an Reiseliteratur. Verfasst wurde diese überwiegend von grundsätzlich aufgeklärt, interessiert und weltoffen erscheinenden jungen Menschen, die sich kurz nach dem Studium oder im Rahmen einer beruflichen Auszeit dazu aufmachten, die Welt zu erkunden. Häufig gewähltes und populäres Ziel ihrer Reisen stellte Afrika dar, das im Vergleich zu anderen Erdteilen in der öffentlichen Wahrnehmung des globalen Nordens vielfach als unbekannt und wenig erforscht angesehen wird und somit für die Reisenden als umso attraktivere Destination erscheint. So geht es vielen Autor:innen eigenen Aussagen zufolge nicht zuletzt zu einem wesentlichen Teil um das Ausbrechen aus dem Alltag und den Reiz am Abenteuer, in weiterer Folge oft auch um Selbstfindung und -verwirklichung. Beim Lesen der Texte entsteht vielfach der Eindruck, dass die bereisten Regionen und Länder wenig mehr als eine – im Idealfall möglichst spektakuläre und extravagante – Kulisse darstellen, vor der die Akteur:innen sich präsentieren und sich selbst und anderen etwas beweisen können (Englert 2025).

Der vorliegende Artikel beruht auf einer textanalytischen Methodik. Anhand einer vergleichenden Analyse von zwei Publikationen rezenter Reiseliteratur aus dem deutschsprachigen Raum wird untersucht, in welcher Form und entlang welcher Phänomene in den ausgewählten Texten aus dem erwähnten Genrekorpus, Markus Maria Webers *Ein Coffee to go in Togo* (2016) und Lena Wendts *Reiss aus* (2019), stereotypisierte und kolonial geprägte Bilder in Bezug auf die bereisten Länder, Menschen und Kulturen Afrikas reproduziert werden. Hierfür werden – nach einer eingangs erfolgten Vorstellung und Einordnung der beiden Werke – in weiterer Folge inhaltliche Kategorien etabliert, in die sich die von den Autor:innen in Bezug auf kulturelle und soziale Charakteristika der bereisten Länder getätigten Beobachtungen und Aussagen einordnen lassen. Unter Hinzunahme von Fachliteratur der Travel Writing Studies werden die in den Textexzerpten enthaltenen Beschreibungen und Feststellungen in der Folge aus einer afrikawissenschaftlichen und kolonialismuskritischen Sicht kontextualisiert und analysiert.

Dieser Beitrag zeigt vergleichend auf, dass in beiden Werken eine tiefergehende Beschäftigung mit den durchreisten Ländern und ihren Menschen im Regelfall nicht stattfindet. Dies liegt in der stark horizontal geprägten Form des Reisens, in der innerhalb kurzer Zeit so viel wie möglich gesehen und erlebt werden soll, und in der oft die Zeit und in manchen Fällen augenscheinlich auch das Interesse dafür fehlt, begründet. Das oberflächliche Eintauchen in Geschichte, Kultur und

soziale Strukturen der Reiseländer offenbart in weiterer Folge oftmals stark stereotypisierte, eurozentristisch und kolonialistisch geprägte Wahrnehmungen und Perspektiven. Auf diese Weise produzieren und reproduzieren die Reisenden Machtasymmetrien und Denkmuster kolonialer Natur.

Der Textkorpus von M. M. Webers *Ein Coffee to go in Togo* (2016) und L. Wendts *Reiss aus* (2019)

Markus Maria Weber beschreibt in seiner 2016 veröffentlichten, knapp 450 Seiten langen Buchpublikation *Ein Coffee to go in Togo* eine im Sommer 2012 begonnene elfmonatige Fahrradtour, die ihn von Deutschland aus zunächst die Donau entlang bis ans Schwarze Meer, danach über die Türkei und einige nördliche Mittelmeeranrainerstaaten bis nach Spanien führte. Von dort setzte Weber nach Afrika über, wo er insgesamt sieben Monate verbrachte, um die westafrikanischen Küstenstaaten bis nach Togo zu bereisen, von wo er nach Deutschland zurückkehrte. Die Wahl des Endpunktes seiner Reise dürfte von Weber weitestgehend willkürlich getroffen worden sein und zu einem gewissen Teil dem auch im Titel seines Werkes prominent platzierten Kalauer geschuldet sein. Der Autor, bei Antritt der Reise in seinen frühen Dreißigern, arbeitete zuvor als Unternehmensberater in der Finanzbranche. Motivation für seine Fahrt war seinen Worten nach das Bedürfnis nach einer Auszeit, um dem hektischen Alltag des Consultants, bei „*dem man stets unter Strom [stand]*“¹ (Weber 2016: 22), zu entfliehen. Webers Reise erscheint bei der Lektüre vielfach als eine Art Selbstfindungstrip, ja mehr vielleicht noch als Reise der Selbstbestätigung, um sich selbst und auch seinem Umfeld, das „*[ihm] nicht zugetraut [hatte], dass [er] es überhaupt bis hierher schaffen würde. Ganz alleine, nur mit Fahrrad und Zelt*“ (ebd.: 15), etwas zu beweisen.

Weber unternimmt seine Reise grundsätzlich allein. Vor allem in Afrika ist er aber auch öfters mit anderen Fahrradreisenden unterwegs, denen er im Laufe seiner Route begegnet und mit denen er einen Teil der Strecke gemeinsam zurücklegt. Näheren Kontakt mit der lokalen Bevölkerung, der über Interaktionen zum Zwecke der Nahrungsbeschaffung oder der Unterkunftssuche hinausgeht, hat Weber in den von ihm durchfahrenen Ländern nur in seltenen Fällen. Ausnahmen stellen, insbesondere in Afrika, Begegnungen mit aus dem Westen stammenden Expats dar, deren Lebensgeschichten und Hintergründe er

¹ Im Sinne einer stärkeren Abgrenzung von meiner eigenen textlichen Analyse setze ich die aus Webers und Wendts Publikationen wörtlich entnommenen Textelemente im Folgenden durchgängig in Kursiv. Dadurch versuche ich zudem auch eine stärkere Sensibilisierung für deren vielfach problematisch erscheinenden Inhalte zu erwirken.

im Buch im Regelfall zumindest überblicksartig darstellt. Ein besonderes Interesse an tiefergehendem Austausch mit den Menschen, die ihm auf dem Weg begegnen, scheint bei Weber jedenfalls nicht zu bestehen. Erschwert werden persönliche Kontakte und Interaktionen auch durch die Tatsache, dass Weber eine stark horizontale Form des Reisens betreibt, bei der er – zwar ohne spezifisch festgelegten zeitlichen Rahmen – so doch rasch und auf möglichst direktem Wege sein Zielland Togo erreichen möchte. Weber ist nicht als gänzlich uninteressiert an den von ihm bereisten Ländern und Regionen zu charakterisieren. Die von ihm eingeholten Informationen beschränken sich jedoch im Regelfall auf in Reiseführern und Online-Lexika enthaltene Skizzierungen und Zusammenfassungen, die Weber dann in häufig nochmals deutlich generalisierender Form wiedergibt. So lässt sich etwa die Geschichte der drei auf seiner Route liegenden Länder Guinea-Bissau, Guinea und Sierra Leone *„bekanntermaßen mit wenigen Sätzen zusammenfassen“*. Sie besteht demnach in erster Linie aus dem *„armen Afrika“*, *„Tropenkrankheiten“*, *„blutige[n] Bürgerkriege[n]“*, *„gebeutelten Ländern“* sowie *„instabile[n] Regierungen“* mit *„korrupten Politikern“* (ebd.: 282). Webers geschichtliche und soziopolitische Darstellungen zeichnen sich – nicht ausschließlich, aber vielfach – durch Vereinfachungen und die Reproduktion von Halbwissen aus, was die Tatsache überdeckt, dass sein Blick prinzipiell nicht unkritisch ist und er sich der (neo)kolonialen Verantwortung der europäischen Länder durchaus bewusst ist, wenn er etwa die Hintergründe des Diamantenbusiness in Sierra Leone (ebd.: 330f.) oder die Auswirkungen der Agrarsubventionen der Europäischen Union auf die afrikanische Landwirtschaftsproduktion beschreibt (ebd.: 174).

Auffälligstes Merkmal an Webers Text ist aber wohl sein literarisch zwar grundsätzlich ansprechender, jedoch von sexistischen, misogynen und rassistischen Elementen durchzogener Sprachduktus, in dem er alles Erlebte, in erster Linie Menschen, denen er begegnet, vielfach abwertet und in despektierlicher Form darstellt. Weber ist in seinen Beschreibungen in starkem Maße erscheinungsbildzentriert und äußerlichkeitsfixiert und setzt Menschen in ihrem Aussehen und ihren Merkmalen, aber auch in ihrem Verhalten und ihren Eigenschaften in Relation zu dem ihm Bekannten, dem ihm Gewohnten. Die Fixierung auf physische Charakteristika und den menschlichen Körper per se, sowohl in Form von positiven als auch negativen Zuschreibungen, repräsentiert ein Charakteristikum des kolonialen Diskurses (Spurr 1993: 22). Weber betreibt eine Form des Othering, der Alterisierung, jenem Phänomen, bei dem die Andersheit der Spezifika einer bestimmten Kultur im Vergleich zur eigenen hervorgehoben wird, die andere Kultur aber zusätzlich vielfach auch als im Vergleich zur eigenen als inferior charakterisiert wird (Thompson 2011: 132f.).

Bereits in seiner Heimat stößt er sich im Zug an einem „*bärtige[n], aufgedunsene[n] Mann*“ mit „*bayrischem Akzent*“ (Weber 2016: 19) und in Moldawien begegnet er einem „*Russe[n], wie man ihn sich vorstellt*“, mit „*leichte[r] Knollennase und zwei riesige[n] Ohren*“ (ebd.: 112). Je fremder Weber die durchreisten Gebiete erscheinen, umso intensiver fixiert er sich auf körperliche Charakteristika: so blickt er in Marokko in das „*mandelbraune Gesicht*“ (ebd.: 182) eines jungen Mannes, entdeckt im Senegal „*dickbusige* [dies übrigens ein Attribut, das im gesamten Text an unzähligen Stellen zu finden ist] *Frauen, attraktive Wolofdamen und kräftige junge Männer*“ (ebd.: 264) oder lässt seine Grenzformalitäten von einer „*tiefschwarze[n], kugelrunde[n] Dame*“ (ebd.: 333) erledigen. Vielfach ist nicht klar, ob die abwertenden Darstellungen Webers eigene Überzeugung repräsentieren oder ob er diese, um seiner Erzählung einen möglichst launig-saloppen und augenzwinkernden Charakter zu verleihen, als bewusstes Stilmittel einsetzt, was diese zwar nicht rechtfertigen, zumindest aber kontextualisieren würde. Weber ist zum Zweck einer aus seiner Sicht guten Pointe (illustriert unter anderem auch anhand seiner vom Hang zur Alliteration geprägten Kapitelüberschriften à la „*Diarrhoe-Diät im Marihuana-Mekka*“) durchaus bereit, Respekt und guten Geschmack zu opfern, wenn er beispielweise über die Thematik des Sklavenhandels schreibt: „[...] *im 16. Jahrhundert sind die portugiesischen Sklavenhändler das Zalando der günstigen Arbeitskräfte. Nur der kostenfreie Rückversand ist zu dieser Zeit noch nicht inbegriffen.*“ (ebd.: 414).

Lena Wendt, Journalistin und Kamerafrau aus Hamburg, reiste kurz vor ihrem dreißigsten Geburtstag zwischen 2014 und 2016 für zwei Jahre gemeinsam mit ihrem damaligen Partner in einem umgebauten Geländewagen durch die Länder Nordwest- und Westafrikas. Ihren ursprünglichen Plan, bis nach Südafrika zu fahren, gaben die beiden im Staat Benin auf und kehrten von dort auf dem Landweg nach Europa zurück. Ihre Reiseerlebnisse veröffentlichte Wendt 2019 unter dem Titel *Reiss aus* auf rund 220 Seiten sowohl in Buchform als auch – in diesem Fall im Gegensatz zum Buch gemeinsam mit ihrem Partner – als Film (<https://www.reissausderfilm.de/>). Wendt präsentiert sich selbst als erfahrene Reisende, die den Angaben im Buch zufolge bereits langjährige Auslands- und Reiseerfahrung in unterschiedlichen Weltregionen, unter anderem auch Afrika, vorweisen kann. Als Motiv für die Durchführung der Reise erwähnt sie zum einen ihr Fernweh, zum anderen ein kürzlich zurückliegendes Burn-Out ihres Partners, was beide zu dem spontanen Entschluss bewegt, eine Auszeit zu nehmen, um durch Afrika zu reisen.

Wendts Darstellungen lesen sich vielfach wie Tagebucheinträge, in denen der Fokus im Regelfall eher weniger auf literarischer Finesse und sprachlichem Feinschliff liegt: *„Klingt alles tutti, das Problem: es fühlt sich nicht tutti an.“* (Wendt 2019: 12). Die Beschreibung der lokalen Bevölkerungen ist bei ihr im Gegensatz zu Weber nicht von offener und plumper Abwertung und Herabwürdigung geprägt. Wendt verwendet im Allgemeinen weniger Raum auf die Hervorhebung körperlicher Merkmale von Menschen. Vielmehr arbeitet sie im Text ausführlich ihre eigenen Gefühle, Ängste, Bedenken und Selbstzweifel auf. Primär scheint es ihr auf der Reise um Selbstfindung zu gehen, darum, ihren Platz im Leben zu finden: *„Dieses Mal drehe ich nicht eher um, bis ich den Schlüssel gefunden habe. Den Schlüssel zu einem ganz bestimmten Gefühl. Dem Gefühl, am Leben zu sein, bei mir selbst zu sein, Zufriedenheit und Ruhe zu spüren.“* (ebd.: 27). Dadurch, dass sie mit ihrem Partner mehrere Monate auf engem Raum gemeinsam unterwegs ist, nimmt auch die Aufarbeitung partnerschaftlicher Konflikte und Herausforderungen viel Raum im Buch ein.

Wesentlichster Unterschied zu Webers Darstellungen ist, dass Wendt – wohl auch ihrer expressiven und extrovertierten Persönlichkeit sowie einem gewissen Sendungsbewusstsein geschuldet (*„Es geht nicht darum, die Welt zu retten, sondern darum, sie mit dem, was ich kann, da wo ich gerade bin, etwas besser zu machen.“* [ebd.: 94]) – offen auf die Menschen vor Ort zugeht und diese auch in ihrem Buch portraitiert. Hierzu trägt auch bei, dass sie und ihr Partner einen im Vergleich zu Weber – obwohl dieser über das langsamere Fortbewegungsmittel verfügt – vertikaler geprägten Reisetil pflegen und so mitunter auch mehrere Tage oder Wochen am selben Ort verbringen. Wendt ist über die sozialen, politischen und historischen Gegebenheiten der von ihr bereisten Länder im Allgemeinen jedoch noch rudimentärer informiert als Weber (*„[...] weil ich die Länder nur durch fürchterliche Kriege oder Terrorismus kenne“* [ebd.: 20]). Konkrete Recherchen und Überlegungen zu Geschichte und Aktualität der afrikanischen Staaten, wie sie Weber häufiger vornimmt, wenngleich auch mitunter in simplifizierender und verzerrender Form, fehlen bei Wendt nahezu komplett. Selten vorzufindende Reflexionen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Realitäten, etwa die Überstellung von Altkleidersammlungen aus dem globalen Norden nach Afrika samt deren Auswirkungen auf die jeweiligen Gesellschaften, werden rasch durch Beschreibungen atemberaubender Landschaftsbilder weggewischt (ebd.: 24). Wendts fehlendes Hintergrundwissen führt zu stereotypisierten Annahmen: so assoziiert sie etwa in ländlichen, von Urwald geprägten Gegenden Guinea-Bissaus die bei den Menschen allgegenwärtigen Macheten, die entweder für die Durchführung landwirtschaftlicher Tätigkeiten oder das räumliche

Vorankommen unabdingbar sind, mit Bildern von Gewalt und Genozid (ebd.: 102). Das mangelnde Wissen führt außerdem dazu, dass Wendt in ihren Darstellungen oft den Anschein erweckt, Afrika als homogenes Konstrukt unter Unkenntnis seiner ethnischen, kulturellen und sprachlichen Diversität (Faloyin 2022: 6f.) wahrzunehmen (etwa beim Besuch eines „*afrikanischen Krankenhauses*“ in Gambia, bei dem sie im Wartesaal über die Art und Weise schwärmt, „*wie eine Afrikanerin läuft*“ [ebd.: 87]), was die Reproduktion generalisierender und pauschalisierender Afrikastereotype fördert. Für Wendt erscheint Afrika demnach vielfach eher als „idealtypische Projektionsfläche“ und weniger als „historisch reale Entität mit [seinen] lokalen und diachronen Differenzierungen sowie [seinen] eigenen Lebensrealitäten“ (Kortmann-Sene 2010: 126).

Armut, Schmutz und Rückständigkeit als postulierte Marker von Afrikas Kulturen und Gesellschaften

An Afrika nimmt Weber (2016) primär seine landschaftliche Schönheit, die Natur sowie eine Form von idealisierter Ursprünglichkeit und Idylle positiv wahr. So beschreibt er etwa den „*grüne[n] Dschungel*“ mit allerlei faszinierenden und unbekanntem Tieren und Pflanzen, die „*einen wunderschön leuchtenden Akzent in der Landschaft setzten*“ (ebd.: 400). Positiv konnotierte gesellschaftliche oder kulturelle Elemente finden sich bei Weber oftmals nur als Draufgabe, als marginale Komplementierung zur geschilderten „*Postkartenidylle*“ der Landschaft, (wie etwa „*dunkelhäutige Surfer, [die] an traumhaften Stränden wie aus dem Reiseprospekt auf den seichten Wellen des Ozeans ritten.*“ [ebd.: 273]). Oder aber wenn sie durch „westliche Qualität“ gekennzeichnet sind, so etwa die Darstellung einer „*großzügigen*“, von Schweizern geführten Ferienanlage im Senegal, „*wie man sie sich in seinen Träumen vorstellte*“ (ebd.: 243). Webers Darstellungen entsprechen einem stereotypisierten, romantisierenden Afrikabild, in dem Menschen und Kulturen die im Vordergrund der Wahrnehmung stehende spektakuläre Landschaft und Natur, inklusive Fauna und Flora, bestenfalls ergänzen. Das „*authentische Afrika*“ besteht in der Perspektive europäischer Reisender demnach aus Hütten und Frauen, die Wassereimer auf ihren Köpfen tragen und nicht aus modernen, städtischen Räumen (Wels 2004: 76f.; Tucker/ Akama 2012: 509f.).

Die beeindruckende „*kitschige Idylle, in [der] man von den echten Problemen des Landes kaum etwas mitbekam*“ trübt sich daher für Weber (2016: 250) rasch, sobald er den Fokus stärker auf die Beobachtung der Lebensumstände der lokalen Bevölkerung legt. Diese nimmt er als von Armut und Rückständigkeit geprägt

wahr: „Erst nach ein paar Tagen erkannten wir [Weber und sein Reisegefährte] die *eigentliche Armut, die vorherrschte, wir sahen die heruntergekommenen Stroh- und Blechbaracken der Armen und die stinkenden Müllberge, [...]*“ (ebd.: 250). Dies leitet in der Folge einen Kanon der Abwertung und Geringschätzung gegenüber einem Großteil der Ausformungen der zivilisatorischen Existenz der Bewohnerinnen und Bewohner der von ihm bereisten afrikanischen Länder ein. Despektierliche Darstellungen finden sich etwa in Bezug auf die verfügbaren Nahrungsmittel („*knorplige Fleischstücke*“, „*sehnige Hühnerschlegel*“ 250), Kleidung („*Kinder in löchrigen T-Shirts und abgetragenen Fußballtrikots*“ [ebd.: 249]; „*abgemagerte Jugendliche in einem zerlöchernten Hemd*“ [ebd.: 304]) oder auch Beschreibungen von Infrastruktur und Gebäuden: ein Restaurant in Guinea-Bissau beschreibt Weber, nachdem er es „*durch einen Türvorhang aus billigen Kunststoffperlen*“ betritt, als „*enge Hütte*“, die von „*innen einem Teenagerzimmer aus den 2000er-Jahren*“ ähnelte (ebd.: 285f.). Die Einrichtungen der senegalesischen Grenzpolizei haben „*Größe und Form eines Schiffcontainers*“, was „*im Ruhrgebiet kaum für eine Pommeshütte reichte*“ (ebd.: 272). Das Behandlungszimmer eines Krankenhauses in Côte d’Ivoire beinhaltet „*klapprige Stühle*“, eine „*schiefe Liege*“, einen „*vergilbten Wandkalender*“ und ein „*nostalgisches Mikroskop*“ (ebd.: 384f.). Kritik übt Weber auch an der als übermäßig empfundenen Verschmutzung. So lässt sich etwa der Staat Mauretanien gemäß Weber „*mit drei Begriffen zusammenfassen: Sand, Müll und Armut*“ (ebd.: 233).

Reiseberichte beinhalten stets auch die Selbstdarstellung und das Selbstbild der jeweiligen Ausgangskultur, das Eigene wird im Spiegel des Fremden reflektiert (Vojta 2010: 113). Auch wenn Weber seine persönlichen Wertevorstellungen sowie in weiterer Folge auch die seiner Ausgangskultur nicht immer explizit nennt, kommen sie doch in Abgrenzung zum für ihn Fremden und Anderen zum Vorschein. Seine Darstellungen geben somit nicht nur in die Lebensrealitäten der von ihm bereisten Länder Einblick, sondern auch in seine eigenen moralischen Prinzipien und Vorstellungen sowie die seiner Ursprungskultur und -gesellschaft (Thompson 2011: 10).

In ländlichen Gegenden werden die von Weber ausgemachten Defizite oftmals von Schilderungen einer folklorisierenden Idylle überlagert oder zumindest relativiert. Dem gegenüber steht seine umso intensiver ausgeprägte Ablehnung des urbanen Raumes und seiner Charakteristika. Exemplarisch hierfür kann die Darstellung des Besuchs von Dakar herangezogen werden, dem Weber ein ganzes, dramatisch titulierte Kapitel („*Der Vorort zur Hölle*“) widmet. Sollten seine an die senegalesische Hauptstadt gemachten Zuschreibungen satirisch gemeint sein („*Hätte der Teufel einen Sommerwohnsitz, er wäre in Dakar*“, „*die über*

den Dächern kreisenden Aasgeier kündigten den Vorort zur Hölle bereits aus weiter Ferne an“ [Weber 2016: 252]), so ist dies jedenfalls nicht ausreichend gekennzeichnet. Weiteren Darstellungen im Stile von „überfüllte[n] Buschtaxis“, „zerlumpte[n] Bettler[n]“ und „suizidgefährdete[n] Straßenverkäufer[n]“, wie Weber den „qualmende[n] und stinkende[n] Moloch Dakar“ (ebd.: 253) beschreibt, soll an dieser Stelle nicht zu viel Raum zugestanden werden. Auffällig ist, dass Weber seine Wahrnehmung der Metropole Dakar in Kontrast zu „dem beschaulich hübschen Saint-Louis mit seinem kolonialen Baustil“ und zu den „vielen armen, aber bunt gepflegten senegalesischen Dörfern“ (ebd.: 252) setzt. Ergänzt durch die Darstellung des von ihm als offenbar wenig beeindruckend wahrgenommenen Place de l’Indépendance im Stadtzentrum von Dakar, der laut Weber zeigt, „wie wenig die Stadt ohne die französischen Herrscher aus sich gemacht hat“ (ebd.: 252), können diese Aussagen als nostalgische Relativierung, ja mehr noch als Apologie der Kolonialherrschaft und zugleich als Absprechen der Fähigkeit zu eigenständigen städtebaulichen und zivilisatorischen Errungenschaften der senegalesischen Bevölkerung klassifiziert werden. Anhand der von ihm konstatierten fehlenden Entwicklung Dakars postuliert Weber die Nicht-Existenz positiver Faktoren in den Kulturen des globalen Südens. Auf diese Weise reproduziert er einen Topos des herrschaftlichen Diskurses, durch den koloniale Unternehmungen gerechtfertigt wurden (Spurr 1993: 96) und überträgt diesen ins post-koloniale Setting.

Den nachfolgend bereisten Großstädten räumt Weber für seine despektierlichen Tiraden dann nicht mehr den gleichen Umfang ein wie Dakar. Aber auch in Freetown in Sierra Leone reicht das bei seiner Ankunft vorherrschende Dämmerlicht jedenfalls noch dazu aus, um „überfüllte Straßen, eingezäunte Slums und brennende Müllberge“ zu entdecken, komplementiert durch einen „beißende[n] Gestank von Ruß, Fäkalien und Verwesung“, und um schließlich festzustellen, dass die Stadt „ein ganz anderer Ort war als die vielen hübschen Tropendörfer zuvor“ (Weber 2016: 310). Auch bereits einige Kapitel zuvor preist Weber umgehend nach dem Verlassen von Dakar sofort wieder die „faszinierenden Landschaften“ (ebd.: 259). Von Lomé, womöglich im Vorfeld als Zieleinlauf zu seiner „Coffee-to-go-in-Togo“-Wortspiel-Wanderfahrt in idealisierter Form imaginiert, zeigt sich Weber nach Ankunft ebenso enttäuscht, schien dieses doch „genauso wie alle anderen afrikanischen Großstädte zuvor: laut, aufdringlich und dreckig“ (ebd.: 419). Immerhin macht Weber dort die Erfahrung, dass nach seiner oftmaligen abwertenden Beurteilung der lokalen Bevölkerungen in Bezug auf deren Äußeres, er nach tausenden Kilometern Fahrradfahrt inklusive unzureichender Körperpflege von den Einwohner:innen der togolesischen

Hauptstadt offensichtlich selbst als abstoßende Erscheinung wahrgenommen wird (ebd.).

Bei Wendt (2019) lassen sich im Gegensatz dazu derart despektierliche und abwertende Klassifizierungen der Lebensumstände der Bevölkerung der Länder, durch die sie reist, nicht im selben Ausmaß wie bei Weber finden, jedoch sind sie auch bei ihr durchaus vorhanden. So urteilt sie, ein von ihr in Mali konsultierter Griot sähe eher aus *„wie ein Drogendealer mit Schlafmütze als wie ein Wahrsager“* (ebd.: 118), beim Karneval der Kulturen in Guinea-Bissau wird für die Verkleidung *„alles benutzt, was die chinesische Billigindustrie an Waren so auf den Markt schmeißt“* (ebd.: 96) und die traditionelle Bekleidung der Braut bei einer mauretanischen Hochzeit tituliert Wendt als *„Bettlaken“* (67). Staatliche Autoritäten wie die gambische Grenzpolizei zieht sie ins Lächerliche, wenn sie beschreibt, wie der *„Polizeichef, deutlich zu erkennen an der goldenen Fake-Rolox, in einem schuhkartongroßen Grenzbüro [sitzt]“*, wodurch der Grenzübertritt zu einem *„Witz“* wird (ebd.: 89f). Ein Marktbesuch in Togo, der abseits *„angegammelter Matschtomaten“* wenig Interessantes bereithält, weckt bei ihr Assoziationen mit dem *„Mittelalter“* (ebd.: 175), und das, obwohl sie kurz zuvor – auch hier wie bei Weber eine Bagatellisierung und Verklärung der kolonialen Vergangenheit – noch konstatierte, dass man an der Tatsache, dass *„alles aufgeräumt [ist]“*, schnell erkenne, *„dass Togo ehemals deutsche Kolonie war“* (ebd.: 171).

Wendt greift den Topos der angeblichen Kulturlosigkeit Afrikas auf und versucht, diesen durch die Schilderung des Besuchs des Karnevals der Kulturen in Guinea-Bissau zu entkräften, bei dem zahlreiche *„Ethnien ihre Tänze, Kostüme, Musik und Bräuche vor[stellen]“* (ebd.: 96). Durch ihre Folklorisierung des Kulturbegriffs reproduziert sie jedoch auf diese Weise in kolonialer Zeit entstandene Bilder und Phänomene des Tribalismus und der ethno-nostalgischen Verklärung. Menschen in Afrika werden vor diesem Hintergrund als tanzend, lachend und singend dargestellt, von denen jedoch abseits dessen keine höheren kulturellen Leistungen erwähnt werden. Letzten Endes folgen damit sowohl Wendt als auch Weber einem postkolonialen Muster, bei dem Reisende an ihren Zielorten vielfach das *„Exotische“* suchen, sei es in der Landschaft und der Natur oder in von ihnen als *„traditionell“* eingestuftem kulturellen Praktiken der lokalen Bevölkerung, in Form von Ritualen, Kostümen und dergleichen (Pires 2015: 147).

Auffallend ist, dass beide Autor:innen die stereotypisierten Darstellungsformen von Afrikaner:innen überwiegend bei Schilderungen über den subsaharanischen Raum zum Ausdruck bringen, während Wendt (2019: 22) etwa

Marokko noch als „*zauberhaftes Afrika light*“, ja „*fast noch Europa*“ charakterisiert. In diesem Sinne kann auch Webers nach geographischen Gesichtspunkten nicht notwendige Kapitelaufteilung in „*Afrika*“, was lediglich Marokko und Mauretanien umfasst, und „*Ach, Afrika*“, welches die restlichen bereisten Länder von Senegal bis Togo beinhaltet, verstanden werden. Vielleicht erschien Weber bei der Benennung des letztgenannten Kapitels die Referenz auf die bekannte Publikation von Bartholomäus Grill (2003) zu verlockend, eventuell drückt die Titelwahl aber auch aus, dass für ihn erst mit Sub-Sahara-Afrika „*das echte Afrika mit all seiner Schönheit und seinem schrecklichen Erbe*“ (Weber 2016: 301) beginnt, hier von ihm festgemacht am Beispiel Guineas.

Die Lebensweise afrikanischer Menschen: in der Einfachheit liegt das Glück

Ungeachtet der starken Präsenz von Armut, die beide Reisende für die Länder, in denen sie unterwegs sind, konstatieren, charakterisieren Wendt und Weber die Menschen, mit denen Begegnungen stattfinden, vielfach als Vertreter:innen einer Lebensweise, die zwar von materieller Not und Knappheit geprägt ist, sich aber nichtsdestotrotz durch eine Form von archaischer Ursprünglichkeit und Einfachheit auszeichnet, in der in hohem Maße Glück und Zufriedenheit zu finden seien. Diese primitivistische Form der Idealisierung und Verklärung der Lebensumstände (Ní Loingsigh 2019: 203) nimmt insbesondere Wendt häufig vor, die etwa für den Senegal zum Schluss kommt: „*Vielleicht sind die Menschen hier arm, was das Finanzielle angeht, aber definitiv reich im Herzen.*“ (Wendt 2019: 85). Auch in Burkina Faso gewinnt sie den Eindruck, dass fehlender materieller Wohlstand keinen Einfluss auf die Zufriedenheit der Menschen habe, denn „*[d]ie Menschen im drittärmsten Land der Welt sind in Wirklichkeit reich: reich im Herzen, reich an Lebensfreude*“ (ebd.: 125). Wendt sieht in den Lebensbedingungen der Menschen, die sie im Laufe ihrer Reise kennenlernt, einen im von kapitalistischer Hektik und technologischer Reizüberflutung geprägten globalen Norden lange verloren gegangenen Idealzustand des menschlichen Glücks. So beschreibt sie etwa, wie Kinder in ivoirischen Dörfern, „*obwohl sie nichts besitzen*“, „*[j]ede Palme, jede[n] Stock und jede[n] Stein*“ zu einem Spielzeug verwandeln, während in Europa „*Vierjährige daheim an iPads [spielen], während Mama am Handy beschäftigt ist*“ (ebd.: 147f). Durch fehlende Infrastruktur und geringe wirtschaftliche Entwicklung seien die Menschen nur wenig beeinträchtigt: „*Hier im Dorf gibt es weder Handynetze noch Strom. Dafür eine Gemeinschaft.*“ (ebd.: 148).

Auch Weber findet neben seinen vorherrschenden Abwertungen, wenn auch nur in seltenen Fällen, Gelegenheit, die Menschen trotz widriger Umstände als auf

einfache und anspruchslose Art glücklich zu charakterisieren, oftmals illustriert anhand von Kindern. Vor einer idyllisierten Kulisse der Einfachheit beschreibt er in Guinea-Bissau Männer auf „klapprigen Fahrrädern“, Frauen mit „Wassereimer[n] auf ihren Köpfen“ und „durch das feuchte Tropenland trotten[de] Eselskarren“, eine Szenerie, in die Weber in weiterer Folge glückliche Kinder einführt, die beim Anblick der westlichen Radfahrer „sogar zu singen und zu tanzen [anfingen]“ (Weber 2016: 284f.). Die Zeichnung des Bildes von „splitterfasernackt“ (ebd.: 285) auftretenden afrikanischen Menschen, die freudig die Ankunft europäischer Reisender begrüßen, kann als von kolonialistischen Konnotationen geprägt bewertet werden. Ein ähnlicher Ablauf ist bei Webers Besuch einer psychiatrischen Anstalt in Côte d'Ivoire zu beobachten. Trotz des Umstandes, dass die Patient:innen mit Krankheiten umgehen müssen und vermutlich teils schwere Traumata erfahren haben, wird von ihnen „getrommelt, geklatscht und gelacht“ (ebd.: 394). Überlegungen darüber, dass er vielleicht nur deshalb „inmitten hunderter psychisch kranker, lachender Afrikaner“ stand, die ihn „mit tosendem Applaus“ „lauthals empf[i]ngen“ (ebd.: ebd.), weil die Einrichtung zu einem Großteil aus deutschen Spendengeldern finanziert wird und Weber, der vorab mit der Geberinstitution im Austausch stand und seinen Besuch angekündigt hatte, somit vor dem Hintergrund einer klar hierarchischen Struktur von den Menschen vor Ort als Agent der fördergebenden Stelle identifiziert wurde, den es zufriedenzustellen und zu beeindrucken galt, stellt Weber nicht an.

Bei Wendt ist das Phänomen zu beobachten, dass sie körperliche Merkmale und Habitus von Menschen, wie etwa Gang und Körperhaltung, idealisiert und diese in weiterer Folge in stereotypisierter Form in typische, allgemein gültige Charakteristika umdeutet: „Schau dir an, wie eine Afrikanerin läuft. Sie gleitet über den Boden. Gerade, anmutig, stolz.“ (Wendt 2019: 87). Zumindest indirekt wird auf Basis dieser körperlichen Eigenschaften dann auch eine besonders reine und edelmütige Wesensart der Menschen insinuiert: „Wie eine Königin, das Herz offen.“ (ebd.). Dies setzt sie zudem wiederum in Kontrast zum degenerierten und von Alltagshektik geprägten Lebensstil im Westen, wenn „[w]ir Westler hingegen gestresst mit der Stirn voran durch den Alltag [latschen]“ (ebd.). Wendts Begeisterung für die postulierte Einfachheit und Genügsamkeit der Menschen, die sie kennenlernt, scheint jedoch am Ende eine oberflächliche zu bleiben, die die offensichtlich darunter liegende Überzeugung von der Überlegenheit des westlichen Lebensstils nicht zu verdrängen vermag. So schildert sie, kurz vor Ende ihres Reiseberichts, wie sie Fischern in Liberia, die ihr von ihrem Traum vorschwärmen, eine europäische Frau zu finden, entgegnet, dass dies eine aus

ihrer Sicht unpassende Kombination wäre, da eine „weiße Frau“ von ihren Männern entsprechende Produktivität einfordern und es nicht tolerieren würde, wenn diese „den ganzen Tag rumsitzen und aufs Meer gucken“ (ebd.: 208).

Abhilfe für Afrikas Bedürftigkeit oder: so machen wir's im Westen

Paradoxerweise und im Widerspruch zu dem Fakt, dass die lokale Bevölkerung, der die Reisenden begegnen, überwiegend als zufrieden und glücklich dargestellt wird, skizzieren sowohl Wendt als auch Weber eine Hilfsbedürftigkeit Afrikas, eine Art von Orientierungslosigkeit und Verlorenheit auf dem anzustrebenden Pfad hin zu wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung. Als Akteure, die in der Lage seien, die aus ihrer Sicht defizitären Lebensbedingungen der Menschen in Afrika zu optimieren, stellen beide Reisende vor allem Vertreter:innen des Westens vor. Afrikaner:innen nehmen insbesondere bei Webers Darstellungen im Regelfall lediglich Statist:innenrollen ein. Ihre Namen und Geschichten verbleiben überwiegend in der Anonymität. Eine handelnde Funktion übernehmen sie in den Beschreibungen zumeist nur als Ausübende von einfachen Dienstleistungspositionen wie Koch, Verkäuferin oder Wachmann. Im Gegensatz dazu wird westlichen Akteur:innen – wie etwa jungen US-amerikanischen Lehrern (Weber 2016: 340ff.) oder einem für eine NGO arbeitenden kanadischen Pärchen in Liberia (ebd.: 347ff.) – und ihren Lebensgeschichten eine breite Bühne geboten. Weber propagiert diese Menschen als positive Beispiele und Katalysatoren für Afrikas Entwicklung und seinen Weg aus der Armut: „Mithilfe von engagierten Menschen wie Monty, Isabelle und Matthew würde es bestimmt weiter vorangehen.“ (ebd.: 358). Das verstärkte Fokussieren auf Personen aus dem globalen Norden und ihr Engagement in Afrika, wie es in westlicher Reiseliteratur enthalten ist, trägt wesentlich dazu bei, das Bild des leidenden Afrika zu verstärken, ein Leiden, das ohne westliche Eingriffe prolongiert würde (Franey 2016: 423; zum Topos des White Saviors in der Entwicklungszusammenarbeit siehe u. a. Malinowska 2017 sowie die ausführliche Darstellung von Khan/ Dickson/ Sondarjee 2023).

Weber scheint, wie erwähnt, an Begegnungen mit Menschen, vor allem der lokalen Bevölkerung, auf seiner Reise grundsätzlich nicht sonderlich interessiert. Die Tatsache, dass er Expats aus dem Westen deutlich offener gegenübersteht und sie ausführlicher portraitiert, mag dadurch erklärbar sein, dass ihm diese kulturell näherstehen. Problematisch ist an diesen Darstellungen aber jedenfalls, dass afrikanische Handlungsmacht und durch die lokale Bevölkerung erbrachte Leistungen zu gesellschaftlicher Entwicklung keine Erwähnung finden und somit ein einseitiges, verzerrtes Bild der sozialen Strukturen in Afrika vermittelt

wird (Faloyin 2022: 79). Dieses Phänomen ist bei Weber nicht nur auf der Ebene einzelner Personen beobachtbar, sondern lässt sich auch auf eine institutionelle Ebene übertragen, wenn der Autor etwa beim bereits erwähnten Besuch in der Klinik in Côte d'Ivoire die „*vorbildhafte Idee des Therapiezentrums*“ (Weber 2016: 398) mit deutscher Unterstützung in Kontrast zu den staatlichen ivorischen Einrichtungen setzt, die seiner Einschätzung nach nicht an das Niveau der aus westlichen Spendengeldern finanzierten Institution heranreichen (ebd.: 396ff.).

Auch bei Wendt nehmen Personen aus dem Westen eine prominente Rolle ein, wenn es darum geht, Verantwortung für Afrikas Entwicklung zu übernehmen, so etwa ein deutscher Tierarzt, „*der mit dem Glauben nach Gambia gekommen [ist], hier etwas verändern zu können*“ (ebd.: 92) oder eine „*wie eine Heilige*“ (ebd.: 62) aussehende ältere Frau, ebenfalls Deutsche, die sich in Mauretanien in einer Nachhilfeschule engagiert. Wendt führt jedoch im Gegenzug zu Weber auch Afrikaner:innen an, die bedeutendere, handelnde Rollen übernehmen und stellen deren Geschichte vor. Im Falle der gambischen Tierklinik ist die junge Frau lediglich Assistentin des deutschen Veterinärs und tritt so wieder gegenüber einem westlichen Akteur in eine hierarchisch untergeordnete Position, während Wendt bei der mauretanischen Schule die lokale Betreiberin als der deutschen Kollegin gleichberechtigt vorstellt und in ihrer Darstellung auch beiden den gleichen Raum bietet.

Im Gegensatz zu Weber fühlt auch Wendt selbst den starken Wunsch, den Menschen, die sie kennenlernt, zu helfen und sie zu unterstützen. Sei es, weil ihr von ihrer Therapeutin konstatiert wurde, dass sie „*ein Problem mit der Bedürftigkeit anderer [habe]*“ (Wendt 2019: 42), jedenfalls war nicht zuletzt eine der Hauptmotivationen zum Verfassen ihres Buchs die, „*Afrika etwas zurückzugeben*“ (9), wie Wendt auch nochmals in der mittig des Buches enthaltenen Fotostrecke in einer der Bildunterschriften betont (o. S.). Dies führt dann unter anderem zu Szenen wie jener im Senegal, wo Wendt und ihr Partner Fischern, denen sie zufällig begegnen, beim manuellen Einholen schwerer Fangnetze zur Hand gehen, schon am nächsten Tag jedoch keine Lust mehr auf die körperlich herausfordernde Arbeit haben und die restliche Zeit dann doch lieber in der Hängematte verbringen – selbst wenn Wendt diese Entscheidung „*innerlich [zerreißt]*“ (ebd.: 80) – wodurch ihre Hilfe letzten Endes im Symbolhaften verbleibt.

Nicht unterstützen möchte Wendt die lokale Bevölkerung hingegen durch das Eingehen auf Bettelversuche – mit Ausnahme denjenigen einer „*200 Jahre alte[n] Oma*“: „*Alten Bedürftigen gebe ich gern was.*“ (ebd.: 110). Um die durch Betteln und Geben entstehende hierarchische Ordnung zu vermeiden, setzt sie in

weiterer Folge lieber auf das Prinzip Tauschen statt Schenken, was „*Augenhöhe [schafft]*“ (ebd.: 127). Wendt nimmt sich hier ein Beispiel an einer Bekannten, die die erwähnte Taktik bereits seit Längerem anwendet. Die von der lokalen Bevölkerung überlassenen Objekte werden allerdings in stark despektierlicher Form geschildert, etwa wenn von einem geschenkten „*komplett kaputten, stinkenden Tuch*“ (ebd.: 127) die Rede ist, das die Bekannte schon bei nächstbesten Gelegenheit entsorgte. So erscheinen letzten Endes auch diese Begegnungen als einseitig und nicht von gegenseitigem Respekt geprägt. Sie erwecken vielmehr den Eindruck, als stelle primär die Beruhigung des Gewissens der privilegierten westlichen Reisenden das Hauptmotiv derartiger Vorgehensweisen dar.

Wendt nimmt zudem in einigen Momenten eine stark moralisierende und belehrende Position ein, die nahelegt, dass sie viele der Personen, mit denen sie in Kontakt tritt, für nicht ausreichend vernunftbegabt oder gebildet erachtet, um ein aufgeklärtes und verantwortungsbewusstes Leben zu führen. Die Tatsache, dass Menschen in Afrika mitunter nicht nach den exakt gleichen Prinzipien und Wertevorstellungen wie den von ihr gewohnten leben, scheint für sie schwer akzeptierbar. In zahlreichen Fällen kritisiert sie dies offen, etwa wenn sie in Ghana Menschen bei der Durchführung von Hygienehandlungen am Strand beobachtet und dabei mahnend darüber nachdenkt, „*ob den Menschen bewusst ist, wie krank sie das machen kann*“ (ebd.: 155). In Liberia, wo sie und ihr Partner in Monrovia ein paar Tage als eingeladene Gäste eines deutschen Managers in dessen Luxushotel entspannen, erteilt Wendt dem Assistenten des Deutschen eine Standpauke. Der junge Mann – dem Kontext nach Liberier – wirft eine leere Plastikflasche aus dem fahrenden Auto, worauf Wendt „*empört*“ und mit „*düstere[r] Miene*“ darüber doziert, dass Plastik nicht einfach verschwinde, im Gegenteil, über den ökologischen Kreislauf und den Konsum von Meerestieren letztlich vielfach wieder im menschlichen Körper lande. „*Das hat gegessen.*“ Wendt schildert die „*verstört*“ und mit „*riesengroß[en Augen]*“ vorgetragene Entschuldigung des Mannes, bietet diesem jedoch am Ende – gestrenge, aber auch vergebende moralische Instanz – versöhnlich ihre Faust zum kumpelhaften Einschlagen an (ebd.: 203f.). Beim Besuch eines Nationalparks im Staat Benin kritisiert Wendt den ohne offizielle Lizenz agierenden Guide, mit dessen Leistungen sie und ihr Partner prinzipiell vollumfänglich zufrieden waren, dafür, dass er sich nicht von Anfang an zum Umstand des Fehlens seines Ausweises bekannt und stattdessen die Notlüge gewählt habe, diesen vergessen zu haben (ebd.: 183f.). Keine Rolle spielt für sie hier offensichtlich, dass sie selbst beim Karneval der Kulturen in Guinea-Bissau, bei dem Kameras offiziell verboten waren, in opportunistischer Form ihren abgelaufenen Presseausweis

nutzte, um auf diesem Wege illegal Fotoaufnahmen anzufertigen (Bilderstrecke, o. S.). Bei der Vielzahl an präskriptiven und moralisierenden Wertevorstellungen, die sie der lokalen Bevölkerung auferlegt, bleibt die Frage offen, wieso Wendt nicht das von ihr selbst, wenngleich in leicht abweichendem Kontext, postulierte Credo befolgt: *„Ich wünsche mir, wir würden Afrika einfach in Ruhe lassen.“* (ebd.: 141).

Ich mach' mir die Welt wie sie mir gefällt – Afrika als rechtsfreier Raum

Wendt und Weber betrachten und beurteilen Afrika und die Lebensumstände der dort lebenden Menschen im Regelfall anhand der von ihnen gewohnten und erlernten gesellschaftlich-kulturellen Maßstäbe. Abweichungen von diesen bewerten die Autor:innen, wie zuvor beschrieben, mal mit einem kritischen, ebenso oft aber mit einem gönnerhaften und ins Lächerliche ziehenden Blick. Dies lässt sich bei beiden Reisenden an den in ihren Büchern enthaltenen Bilderstrecken und den dazugehörigen Bildunterschriften (jeweils ohne Seitenangaben) feststellen, etwa wenn Wendt über einen Mechaniker schreibt, der aus ihrer Sicht keine im Westen vorgeschriebenen Sicherheitsstandards in Bezug auf seine Ausrüstung einhält, aber dennoch *„immerhin mit Sonnenbrille [schweift]“* oder Weber beim Anblick von Hühnern, die lebend an der Außenscheibe eines Sammeltaxis für den Transport angebracht waren, befindet, dass dies die Variante einer *„afrikanischen Kühlkette“* sei, da die Vögel selbst im Falle ihres Verendens während der Fahrt auf diese Weise bei Ankunft noch frisch seien.

Da Weber und Wendt das von ihnen bereiste Afrika und seine Menschen kurzum häufig nicht ernst nehmen, überrascht es auch nicht, dass sie geltende Regeln und Bestimmungen vielfach ignorieren. Sie betrachten dieses Afrika weitestgehend als rechtsfreien Raum, in dem insbesondere mit den Privilegien des Westens ausgestattete Reisende nach Belieben tun und lassen können, was sie möchten. Evident wird diese Haltung bei den zahlreichen, von beiden Protagonist:innen durchgeführten Grenzübertritten sowie im Allgemeinen im Kontakt mit staatlichen Autoritäten in den von ihnen bereisten Ländern. In Liberia untersagt die Grenzpolizei Webers argentinischem Reisegefährten aufgrund fehlender gültiger Reisedokumente korrekterweise die Ausreise. Dieser ignoriert die behördlichen Anordnungen jedoch kurzerhand und versucht, ohne Papiere die Grenze zu überqueren. Der Grenzpolizist wird aufgrund des Erlebens dieser Kühnheit als derart beeindruckt beschrieben, dass er Webers Begleiter dennoch den Pass abstempelt (Weber 2016: 372). Einmal in Fahrt, regeln die Radfahrer den Umstand des fehlenden Visums dann auch

gleich bei der unmittelbar darauf erfolgten Einreise nach Guinea durch Bestechung (ebd.: 374). Letzten Endes integriert Weber das Vorgehen unter dem Slogan *„Einen Polizeibeamten an der Grenze bestechen und illegal in ein afrikanisches Land einreisen“* sogar stolz in eine dem Kapitel vorangestellte Checkliste. Denn, so verrät der Titel des Kapitels: *„T.I.A – This is Africa!“* (ebd.: 367).

Behörden und staatliche Autoritäten stellen die Autor:innen vielfach in persiflierter Form dar, die ausdrückt, dass sie diesen keinen Respekt entgegenbringen und die Ausübung ihrer Funktion nicht achten. Bei der Einreise nach Liberia schildert Weber *„gelangweilte Zöllner“* und *„Offiziere mit klapprigen Kalaschnikows und rostigen Macheten“*, die die persönlichen Daten *„handschriftlich in winzige, abgewetzte Büchlein [eintragen]“* (ebd.: 333). Am Ende seiner Reise ist Weber bereits gar so wagemutig, sich aus dem Verhöhnen der Behörden einen Sport zu machen, wenn er auf dem Einreiseformular für Togo beim Beruf seiner Mutter *„Belly Dancer“* (ebd.: 418) angibt. Die verächtlichen Portraits der Grenzbehörden und ihrer Einrichtungen finden sich gleichermaßen bei Wendt, wenn sie am Übergang zu Guinea-Bissau anmerkt, dass der Zollchef *„so hackedicht [ist]“* (Wendt 2019: 96), dass er einen falschen Stempel in den Pass setzt und selbst dies nur schafft, weil Wendts Partner ihm dabei zur Hand geht. Immerhin gelingt dem Beamten so auch die Aufnahme in Wendts Checkliste zu Kapitelbeginn, bei der sie neben fällig gewordenen *„Bestechungsgelder[n]“* nun auch die Zahl der *„[b]etrunkene[n] Zollchefs“* erwähnt (ebd.: 95). Staatliche Behörden werden mitunter nicht nur als nicht ernst zu nehmen, sondern auch als potentiell kriminell dargestellt, etwa wenn Weber insinuiert, dass die marokkanische Grenzpolizei gemeinsame Sache mit mauretanischen Entführern mache und im Bedarfsfall die Namen von aus Marokko ausgewiesenen Personen illegal aus ihren Dokumentationen lösche, damit deren Reiseverlauf nicht nachverfolgt werden könne (ebd.: 225). In starkem Kontrast zu dem wiederholten Lächerlichmachen von Vertreter:innen afrikanischer Behörden steht eine geschilderte Episode in Spanien, wo Weber den Hinweis auf das Fahrradverbot in einer Fußgängerzone, den ihm ein örtlicher Polizist in nachdrücklicher Form erteilt, ohne Umschweife akzeptiert (ebd.: 175). Weber erkennt offiziellen Einrichtungen und ihren Vertreter:innen in Afrika somit augenscheinlich deutlich weniger Autorität zu als er dies in Europa tut. Es entsteht auf diese Weise ein Bild postkolonialer Machtverhältnisse, bei dem Reisende aus dem privilegierten Westen in ehemals unter kolonialer Herrschaft stehenden Ländern vielfach ein überhebliches und rücksichtsloses Verhalten an den Tag legen (Mowforth/ Munt 2016: 59f.).

Ist das Missachten der Regeln selbst für die von ihnen postulierte lasche Gesetzesvollstreckung der jeweiligen Behörden zu offensichtlich und sind folglich Konsequenzen zu befürchten, so bleibt für die Reisenden stets die Option der Bestechung, auf die sie zurückgreifen können. Als die Grenzbehörden bei Wendts Einreise in den Senegal Spuren von Marihuana in ihrem Wagen entdecken, beruhigt eine von Wendt kontaktierte Bekannte über das Telefon, dass „*du dich [hier] aus allem rauskaufen [kannst]*“ (Wendt 2019: 106). Während sich das für dieses schwerwiegende Vergehen fällige Bestechungsgeld für Wendt und ihren Begleiter auf rund 40 Euro beläuft (ebd.: 108), wird bei harmloseren Fällen sowie zur grundsätzlichen Beschleunigung oder Nichtdurchführung staatlicher Kontrollen oftmals auch nur auf Dinge wie „*Kugelschreiber*“, „*Schokolade*“ oder „*Pfefferminzdrops*“ gesetzt, wie Weber für die Durchfahrt der Westsahara dokumentiert (ebd.: 220). Wendt und Weber betrachten den Umstand der Korruption, der in ihren Interaktionen mit staatlichen Behörden einen wiederkehrenden Faktor darstellt, aus einer moralisierenden Perspektive heraus kritisch. Sie tragen dabei aber als Bestecher:innen genauso ihren Teil zum Fortbestand eines Systems bei, dessen Entstehung zum Teil in den Strukturen der kolonialen Vergangenheit zu verorten ist (van den Bersselaar/ Decker 2011). Auch messen die Autor:innen die betreffenden Situationen wiederum stark nach westlichem Maß und aus einem eurozentristischen Blickwinkel und berücksichtigen nicht, dass in anderen Kulturen derartige Konzepte und Kategorien breiter und volatiler definiert sein können (vgl. etwa die unterschiedlichen Begrifflichkeiten *bribe*, *price*, *gift*, *tip* etc.) und ihnen so eine nicht nur legitimierte, sondern sogar oftmals normativ gebotene gesellschaftliche Rolle zukommen kann (Rose-Ackerman/ Palifka 2016: 233ff.).

Häufig benötigt es aus Sicht der Reisenden schlichtweg auch gar keine Bestechungsleistungen, um staatliche Behörden gewogen zu machen. Aus einer Radarkontrolle im Staat Benin lachen sich Wendt und ihr Partner einfach „*lauthals heraus*“ (Wendt 2019: 180), bei einer weiteren Geschwindigkeitsübertretung, diesmal im Senegal, bezirzt Wendt den kontrollierenden Polizisten, was für ein unfassbar starker Mann er sei, wodurch sie zu erreichen versucht, ihn vom Verhängen allfälliger Bußgelder abzubringen (ebd.: 74). Bei der bereits erwähnten Situation der Drogenkontrolle im Senegal wird geschildert, wie einige der anwesenden Polizeibeamten sich zwischenzeitlich dem Seilhüpfen widmen. Wendt „*zeig[t]*“ ihm, *wie man über Kreuz springt und jetzt will jeder einmal*“. Wendt versucht, die Polizisten in weiterer Folge durch das Vorführen von Tricks mit ihrem herbeigeholten Hula-Hoop-Reifen bei Laune zu halten und abzulenken, was in „*riesige[m]*

Applaus“ mündet. Es gelingt ihr, die Männer dann selbst auch zum Mitmachen zu bewegen, ihnen *„erste Tricks zu zeigen“*, wobei *„[d]er dickste Beamte auch der ehrgeizigste Hüpfen [war]“* und *„den Glitzer-Reifen bereits elegant um seine Hüften kreisen lässt“* (ebd.: 107) und zwar so lange, bis ihr Partner und der Polizeichef sich über das fällige Bestechungsgeld geeinigt haben. Diese Darstellung der Polizisten erscheint insofern als besonders problematisch, als Wendt hier eine eindeutige Infantilisierung der Menschen, die noch dazu staatliche Behördenvertreter:innen sind, vornimmt und somit diesbezügliche koloniale Propaganda afrikanischer Menschen evoziert und reproduziert.

Der generalisierte und als weitestgehend rechtsfrei wahrgenommene Raum in Webers und Wendts Afrika erlaubt auch die moralische Billigung von an der Grenze der Legalität durchgeführten Aktivitäten wie jener des von Weber norddeutschen Reisegefährten – die ihn und sein Fahrrad durch die Westsahara und Mauretanien beförderten – abgewickelten Autohandels im Senegal. Die gesetzlichen Bestimmungen des Senegal, mit denen die Einfuhr alter ausländischer Fahrzeuge verhindert und somit die Ankurbelung der eigenen Wirtschaft gefördert werden soll, umgehen die Europäer dadurch, dass sie die Autos über Mittelsmänner auf dem Schwarzmarkt verkaufen (Weber 2016: 244). Eine Form des westlichen Neokolonialismus, der, wenngleich auch nur in kleinem Rahmen, die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas bremst und dadurch prinzipiell genauso problematisch anzusehen ist wie die von Weber wenig später eigentlich verurteilte Rolle der *„moderne[n] Welt“*, die Afrika, illustriert am Beispiel Guineas, *„ausgebeutet und ökonomisch wie politisch am Boden zerstört hinterlassen hatte“* (ebd.: 297).

Letztlich sehen die Autor:innen oftmals nicht nur geltende juristische Bestimmungen und Vorgaben als dehnbar und nicht bindend an. Auch das bewusste Missachten und Ignorieren moralischer Werte und Codices der Gastländer fassen sie als Kavaliersdelikt auf, wenn etwa Weber nach Ankunft in Südmarokko befindet, dass er und sein Reisegefährte sich *„[h]ier im islamisch geprägten, konservativeren Teil des Landes“* *„die Flasche Rotwein verdient [hätten]“* (ebd.: 208) oder Wendt sich, wie erwähnt, damit schmückt, das geltende Fotoverbot auf dem Karneval in Guinea-Bissau dank ihres abgelaufenen Presseausweises umgangen zu haben (Bilderstrecke, o. S.).

Conclusio

Weber und Wendt behandeln Länder, Menschen, Geschichte und Kulturen Afrikas in ihren Darstellungen überwiegend in oberflächlicher Form und ohne

tiefergehendes Interesse. Differenzierungen, die Afrikas Diversität in den genannten Aspekten berücksichtigen, nehmen sie kaum vor, sodass „Afrika“ letztlich als homogenes Ganzes charakterisiert wird, für das allgemein gültige Beobachtungen getroffen werden können. Einen wesentlichen Fokus ihrer Beobachtungen legen beide Autor:innen auf Landschaft und Natur und somit auf nicht-kulturelle Elemente. Das „echte Afrika“ besteht für sie aus einer schlichten und folklorisierenden Idylle und nicht etwa aus Moderne und Urbanität, Aspekte, die die Autor:innen in der von ihnen wahrgenommenen Ausformung größtenteils kritisch betrachten und ablehnen.

Die grundsätzlich relevante Frage, wieso beide Reisende, obwohl im Regelfall – zumindest nicht bewusst – von kolonialistisch konnotierten und stereotypisierten Überzeugungen geprägt, diese dennoch inhärent in sich tragen und reproduzieren, bedürfte zusätzlich einer Herangehensweise aus psychologischer sowie auch soziologisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive. Weiterführende Forschung dieser Fachrichtungen zum vorliegenden Themenfeld könnte somit eine Erweiterung des wissenschaftlichen Diskurses mit sich bringen.

Die vorgenommene Analyse zeigt, dass die Abweichung der perzipierten Realitäten von den eigenen Erfahrungs- und Erwartungswerten bei den Autor:innen teilweise zu einer starken Form des Othering führt, bei dem insbesondere Weber kulturelle und gesellschaftliche Merkmale der bereisten Länder als negativ behaftet und im Vergleich zur eigenen Kultur inferior skizziert. Kontrastierend hierzu ist vor allem von Wendt eine primitivistische Romantisierung der Lebensweise afrikanischer Menschen festzustellen, bei der sie, trotz der auch von ihr konstatierten Defizite in Bezug auf Fortschritt und Entwicklung, die vermeintliche Simplizität und Authentizität Afrikas in einen verklärten Kontrast zu dem von Hektik und Moderne korrumpierten Alltag im globalen Norden setzt. Durch die überproportional starke Inszenierung von Personen mit westlichem Hintergrund – dies nicht zuletzt wohl deshalb, weil ihnen diese Personen im Vergleich zur lokalen Bevölkerung kulturell vertrauter sind – vermitteln die Autor:innen, dass der Weg zu Entwicklung nicht durch die Afrikaner:innen selbst und von diesen eigenständig beschritten werden kann. Auf diese Weise sprechen sie den Menschen vor Ort Handlungsmacht und die Übernahme von Verantwortung ab und verstärken koloniale Bilder von der notwendigen Leitung Afrikas durch „den Westen“. Dass sowohl Weber als auch Wendt davon überzeugt scheinen, aufgrund ihrer privilegierten Herkunft in den afrikanischen Ländern eine Sonderstellung einzunehmen, zeigt sich durch ihre oftmalige Missachtung von geltenden Regeln und Gesetzen sowie durch ihr Handeln und Auftreten, im Rahmen dessen sie die Menschen vor Ort vielfach

nicht ernst nehmen und es diesen gegenüber am nötigen Respekt fehlen lassen.

Bibliographie

- Faloyin, Dipo (2022): *Africa is not a Country. Breaking Stereotypes of Modern Africa*. London: Harvill Secker.
- Franey, Laura E. (2016): Sub-Saharan Africa. In: Thompson, Carl (ed.): *The Routledge Companion to Travel Writing*. London et al.: Routledge, 415–424.
- Englert, Birgit (2025): „Im/mobilities in Contemporary German Cycling Travel Reports: Anselm Nathanael Pahnke's *Anderswo. Allein in Afrika* (2018)“. In: Eckel, Winfried/ Vlasta, Sandra (eds.): *Moving Identities. Constructing the Self and the Other in Travel Writing. Intercultural Studies. Schriftenreihe des Zentrums für Interkulturelle Studien*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 203–225.
- Grill, Bartholomäus (2003): *Ach, Afrika. Berichte aus dem Inneren eines Kontinents*. Berlin: Siedler.
- Khan, Themrise/ Dickson, Kanakulya/ Sondarjee, Maïka (2023) (eds.): *White Saviorism in International Development. Theories, Practices and Lived Experiences*. Wakefield: Daraja Press.
- Kortmann-Sene, Géraldine (2010): Die Konstruktion des Fremden am Beispiel europäischer Afrika-Literatur. In: Leontiy, Halyna/ Drews-Sylla, Gesine/ Polledri, Elena/ Dütschke, Elisabeth (Hg.): *Konstruierte Normalitäten – normale Abweichungen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 121–135.
- Malinowska, Magdalena (2017): *Intrepid White Saviors. International Development in Contemporary Travel Writing*. ProQuest Dissertations & Theses.
- Mowforth, Martin/ Munt, Ian (2016): *Tourism and Sustainability. Development, Globalisation and New Tourism in the Third World*. London/ New York: Routledge.
- Ní Loingsigh, Aedín (2019): Primitivism. In: Forsdick, Charles/ Kinsley, Zoë/ Walchester, Kathryn (eds.): *Keywords for Travel Writing Studies: A Critical Glossary*. London/ New York: Anthem Press, 202–204.
- Pires, Ana Luísa (2015): Travelling in/to Africa: Narratives of Postcolonial Encounters. In: Barker, Anthony D. (ed.): *Identity and Intercultural Exchange in Travel and Tourism*. Bristol: Channel View Publications, 146–156.
- Rose-Ackerman, Susan/ Palifka, Bonnie J. (2016): *Corruption and Government. Causes, Consequences, and Reform*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Spurr, David (1993): *The Rhetoric of Empire. Colonial Discourse in Journalism, Travel Writing and Imperial Administration*. Durham / London: Duke University Press.
- Thompson, Carl (2011): *Travel Writing*. London et al.: Routledge.
- Tucker, Hazel/ Akama, John (2012): Tourism as Postcolonialism. In: Jamal, Tazim/ Robinson, Mike (eds.): *The SAGE Handbook of Tourism Studies*. London et al.: Sage, 504–520.
- van den Bersselaar, Dmitri/ Decker, Stephanie (2011): 'No Longer at Ease'. Corruption as an Institution in West Africa. In: *International Journal of Public Administration* 34/11, 741–752.

- Vojta, Agnieszka (2010): Der Fremde als Abweichung vom Normalen – Zur Konstruktion des Fremden am Beispiel von Reiseberichten von Ryszard Kapuściński. In: Leontiy, Halyna/ Drews-Sylla, Gesine/ Polledri, Elena/ Dütschke, Elisabeth (Hg.): Konstruierte Normalitäten – normale Abweichungen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 113–120.
- Weber, Markus Maria (2016): Ein Coffee to go in Togo. Ein Fahrrad, 26 Länder und jede Menge Kaffee. Neuss: Conbook.
- Wels, Harry (2004): „About Romance and Reality. Popular European Imagery in Postcolonial Tourism in Southern Africa“. In: Hall, Michael C./ Tucker, Hazel (eds.): Tourism and Postcolonialism. Contested Discourses, Identities and Representations. London/ New York: Routledge.
- Wendt, Lena (2019): Reiss aus. 46.000 Kilometer Roadtrip durch Afrika. Oder von einer, die auszog, um leben zu lernen. München: Knesebeck.